

Rolf Scheffbuch

Große Entdecker und schwäbische Apostel

Von Korntal bis ans Ende der Welt

SCM Hänssler

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| Carl Köllner (1790–1853) | 9 |
| Samuel Hebich (1803–1868) | 25 |
| Friedrich Traub (1834–1868) | 45 |
| Dr. Johann Ludwig Krapf (1810–1881) | 69 |
| Johannes Rebmann (1820–1876) | 79 |
| Karl Wilhelm Isenberg (1806–1864) | 93 |
| Johann Martin Flad (1831–1915) | 109 |
| Johannes Hesse (1847–1916) | 127 |
| Rosina Widmann, geb. Binder (1826–1908) | 147 |
| Die Evangelische Brüdergemeinde Korntal und die Weltmission | 165 |

| | |
|------------------------|-----|
| Quellennachweise | 175 |
| Anmerkungen | 176 |

Samuel Hebich (1803–1868)

Missionar aus der schwäbischen Heidenwelt





Der »Bartmann«

Im Herbst 1850 bezog das englische 16. Infanterie-Regiment die indische Garnison Kannanur (Cannanore). Hoch ging es her im Offizierskasino. Es lag an der felsigen Küste. Die hohen Fenster gaben einen weiten Blick über den Indischen Ozean frei. Die Leutnants anderer Regimenter überboten sich darin, den Neuankömmlingen die Besonderheiten der ehemaligen portugiesischen Festungsstadt zu schildern. Bald jedoch hakten sich die Scherze und Storys an der Gestalt des deutschen Missionars Hebich fest. »Hibick«, so sprachen sie seinen Namen aus. Noch öfter redeten sie vom »Graubart« oder vom »Bartmann«. Vielleicht gehe der merkwürdige Heilige einmal als »Apostel von Kannanur« in die Geschichte ein. Jeder Leutnant hatte etwas über den »närrischen Pfaffen« zu berichten.

Das sei schon ein ganz wunderlicher Kauz! Morgens predige er in den Gassen des Bazars den Eingeborenen. Er ziehe herum mit einer Schar schwarzhäutiger Jünglinge. Mitten im Gewühl des Bazars stimmten sie miteinander ein Lied an. Dann würden sie zu gemeinsamem Gebet einen Kreis bilden. Drum herum sammelten sich dann die Tamilen oder Malayalis. Ach, bewahre! Nein, nie im Leben zum Zuhören! Sondern zum Nachäffen und Verspotten. Da rufe dann etwa einer der schauspielerisch Begabten, indem er das gebrochene Englisch des Deutschen nachahme: »Jesus Christus ist der wahre Gott! Betet doch nicht Steingötzen an! Ihr närrischen Leute! Kommt doch zu Jesus, zum wahren Gott! Jesus ist das Lamm Gottes! Schaut auf ihn!«

Andere würden »Hoho« rufen oder »Hsst!« zischen und Steine, Kuhmist und Sand auf die fromme Schar werfen. Der langbärtige Missionar spanne dann abwehrend seinen riesengroßen grünen Schirm auf. Das müsse man einfach erlebt haben!

Den Tag über besuche der Langbart Engländer und vermögende englisch-indische Mischlinge und werfe ihnen fromme Grobheiten an den Kopf. Er werde nicht müde, von Sünden und von Jesus zu quatschen. Dazu halte er auf der Straße Fußgänger an, ja er falle sogar Berittenen in das Zaumzeug der Pferde.

Dabei sei er nicht ungeschickt in Geldgeschäften. Er verwalte die Kasse aller Missionare der Malabar-Region. Man sehe es schon seiner Handschrift an, dass er eigentlich ein Kaufmann sei. Vielleicht sei er sogar ein Jude. Manchmal schwatze er Einfältigen hundert Rupien auf einen Schlag ab. Besonderes Glück habe er dabei bei englischen Frauen. Man wisse nicht, wie viele Geld-Wechsel durch seine Hand liefen. Erst recht sei ein Rätsel, wo denn das ganze Geld hinkomme. Ob er überhaupt ein richtiger Missionar sei, wisse man auch nicht. Erst neulich habe sich ein Soldat erschossen, der zuvor beim Graubart gewesen sei. Der Pfaffe habe eben die Menschen total in seiner Hand, die zu ihm zum Beichten kämen.



Der Grabstein von Samuel Hebieh auf dem Korntaler Friedhof

»Mehr Schurke als Narr!« So schallte es von der einen Seite. Andere versuchten, den deutschen Missionar als Ehrenmann zu verteidigen. – »Gut, mag sein! Aber eben alles mit Maß! Für uns Engländer ist der Militärkaplan da! Warum muss sich denn der deutsche Querschädel gerade uns aufdrängen?« Das hörte man im turbulenten Stimmengewirr. Wer war denn dieser Samuel Hebich?

»Ein Zeuge Jesu Christi aus der Heidenwelt«, so ist bis heute auf seinem Grabstein zu lesen. Der Missionspionier Samuel Hebich (29.04.1803–21.05.1868) wollte auf dem Alten Korntaler Friedhof seine letzte irdische Ruhestätte finden. Auch die Inschrift auf dem Grabstein hatte er selbst bestimmt. Mit der »Heidenwelt« hatte er jedoch nicht das Götter-, Götzen- und Kastenwesen Indiens gemeint. Als ausgesprochene Heidenwelt empfand Samuel Hebich vielmehr das schwäbische Heimatdorf Nellingen bei Ulm, auch das im 19. Jahrhundert in Glaubensdingen immer gleichgültiger werdende Mitteleuropa. Vor allem verstand er als »Heidenwelt« das verweltlichte englische Mutterland des großen britischen Kolonialreiches.

Aus diesem modernen Heidentum herausgerufen wusste sich Samuel Hebich durch den erbarmenden Gott. Er hatte als junger Mann erlebt, dass man unversehens in Gottesferne hineingeraten und sich in dieser Verlorenheit sogar noch wohlfühlen kann. Aus diesem Grund fühlte er sich dazu berufen, ungewöhnlich drastisch Europäer und Inder zu wecken. Sie sollten das mit Jesus angebotene Heil nicht verschlafen. Lieber sollte man ihn verlachen, als dass er sich selbst hätte vorwerfen müssen, ein nutzloser »alter, zahnloser und schlafender Wachhund« zu sein. So glich Hebichs Verkündigung und Seelsorge sehr oft der derb aufrüttelnden Sprache der mittelalterlichen Bußprediger Abraham a Santa Clara und Johannes Geiler von Kaysersberg. Der schwäbische Erweckungsprediger Ludwig Hofacker hat einmal gesagt: »Wer selbst den Schrecken einer verzehrenden Feuersbrunst erlebt hat, bringe es nicht mehr fertig, den Weckruf »Feurio« nur so auszurufen, dass er niemanden stört!« In gleichem Sinn hat Samuel Hebich viele Menschen geweckt. Er hat aber auch viele gestört.

Was Hebich prägte

»Heidenwelt«, das war auch die Heimat auf der lieblichen Hochfläche des Ulmer Hinterlandes auf der Schwäbischen Alb. Das Kirchenregiment der Freien Reichsstadt Ulm hatte sich entschlossen gegen alle pietistischen Einflüsse abgeschottet. Auch Pfarrer Hebich in Nellingen, der Vater von sieben hoch aufgeschossenen Söhnen, war ein überzeugter Verfechter des Vernunftglaubens. Die Berichte der Bibel hielt er für Märchen. Zur Konfirmation schenkte er seinem Sohn Samuel eine Tabakspfeife. Große Sorgen plagten ihn, wenn er an seine Söhne dachte. Sie sollten doch bloß nicht »auf Abwege geraten«. Damit meinte er, sie sollten doch hoffentlich keine »bibelgläubigen Kopfhänger« werden. In solch einer »Heimatluft« wuchs Samuel Hebich auf. Was damals in ganz Europa üblich war, hatte auch die stille Ulmer Alb nicht verschont: Ernsthafter Christusglaube wurde als versponnener Mystizismus und als Heuchelei abgetan.

Umso ungewöhnlicher war es, was der 17-jährige Kaufmannslehrling Samuel Hebich dann in Lübeck erlebte. Wie manche der ganz besonderen Segensträger Gottes wurde er aus trostloser Gottferne geradezu abrupt herausgerissen. Stattdessen wurde er hineingeholt in eine unbeschreibliche Gottesnähe. Wir würden es gerne genau wissen, wie sich das ganz konkret ereignet hat. Aber Hebich hat nie mehr als eben Andeutungen preisgegeben: Er hätte sich unverstanden und ohne einen Menschen, dem er sich hätte anvertrauen können, verfangen gehabt in einem Geflecht von Verlassenheit, Unwürdigkeit, Schuld und Sinnlosigkeit. Diese Verstrickung habe ihm jeden Lebenswillen geraubt. Dann habe er jedoch – abseits von den Vergnügungsbuden des Lübecker Schützenfestes – am 13. Juni 1821 eine Gottesbegegnung gehabt. Er sei auf die Knie gesunken und habe Gott gedankt für Gewissheit und Frieden. Gottes Hand habe ihn ergriffen und ihn aus tiefsten Abgründen der Verlorenheit herausgeholt. Jesus sei ihm zum Freund geworden.

Was Hebich so erlebt hatte, das wollte er weitergeben. Gerade weil es in seinem jungen Leben bis dahin gar keine besondere Aufleh-

nung gegen Gott und erst recht keine moralische Entgleisung gegeben hatte, wollte er Menschen unüberhörbar bezeugen: Gottes Auge sieht dich in deiner religiösen Genügsamkeit. Sein Ohr vermisst es schmerzlich, dass du nicht mehr mit ihm reden willst. Sein Mund möchte doch auch dich wecken! Seine Hand würde so gerne auch nach dir greifen, um dich an seiner Brust zu bergen!

Hebich wollte Menschen ansprechen auf das, was bei ihnen an ungutem Wust in den Kellern ihrer Seelen verborgen zu sein schien. Später, in Indien, verschonte Hebich nicht einmal die sich so piekfein gebenden englischen Offiziere. Auch bei ihnen zog er ein abgegriffenes, zerfleddertes Heft aus seiner Tasche. Es war die von Johannes Goßner verfasste Schrift »Das Herz des Menschen« mit ihren drastischen Darstellungen eines ungereinigten Herzens, aber auch mit Darstellungen eines von Jesus gereinigten Herzens. Als »Zeuge des Christus Jesus aus der Heidenwelt« wollte er in der Heidenwelt den »Freund Jesus« bekannt machen, der aus Verlorenheiten retten kann und will.

Nach jenem Junitag in Lübeck war Hebich hineingewachsen in einen in der Bibel gegründeten Jesus-Glauben. Dabei unterstützte ihn der Lübecker Pfarrer Geibel. Lebenslang blieb das Hebichs Anliegen: Menschen dürfen sich nicht an einem einmaligen Bekehrungserlebnis genügen lassen. Vielmehr müssen Menschen im Glauben und in Erkenntnis wachsen! Dazu wollte auch er Hilfen geben, schlicht, aber einprägsam. So fragte er einmal während einer Jugend-Unterweisung in Indien: »Wann brauchen wir denn die Gnade Gottes?« Eine Antwort war: »Immer, bis wir sterben!« Hebich war damit noch nicht zufrieden. Da wurde eine Verbesserung nachgeschoben: »In alle Ewigkeit!« Hebich genügte auch diese Antwort nicht. So fragte er nochmals: »Wann brauchen wir die Gnade Gottes?« Da sagte ein Junge aus vornehmerem Brahmanengeschlecht: »Jetzt!« Hebich strahlte und wiederholte dreimal: »Ja, jetzt, jetzt, jetzt! Jetzt brauchen wir die Gnade Gottes!«

Ein anderes Mal, es war bei einer großen schwäbischen Wohltätigkeitsveranstaltung für die Mission, fragte Hebich in eine entstandene Gesprächspause hinein: »Wer war eigentlich schuld am Tod